

Lektüreverhalten und ‚Intertextualität‘ oder Hinweise auf literarische Bezüge im Kommentar der Historisch-Kritischen Ausgabe Christine Lavants von Annette Steinsiek und Ursula Schneider (Innsbruck)

Kurz zur Ausgangssituation: Wir arbeiten seit 1997, seit 2000 gefördert vom Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF), am *Kommentierten Gesamtbriefwechsel Christine Lavants (KGCL)* und haben inzwischen etwa 1.200 Briefe von Christine Lavant zusammengetragen, textkritisch dargestellt und in weiten Teilen kommentiert; insgesamt, d.h. mit den Briefen an Christine Lavant, sind es 1.900 Stück (ohne den umfangreichen Briefwechsel mit Werner Berg, der nur sekundär ausgewertet werden soll; er allein umfasst 800 Briefe). Von Anfang an haben wir uns bewusst gegen die Veröffentlichung von Einzelbriefwechseln entschieden. Es soll ein Stimmengeflecht entstehen, eine selbstrelativierende Struktur statt der Festschreibung bestimmter Tonarten und Stilformen. Derzeit findet die Konvertierung der Datenbank in internettaugliches Format durch den Zentralen Informatikdienst der Universität Innsbruck statt. Es soll damit eine so handhabbare wie zukunftstaugliche Edition entstehen (im Druck erscheinen Auswahlbände). Inhaltlich und editionsphilologisch auf den *KGCL* aufbauend, der den ersten Teil bzw. die ersten Bände bilden wird, konzipieren wir derzeit die *Historisch-Kritische Ausgabe der Werke Christine Lavants (HKACL)* im Otto Müller Verlag. Für diese haben wir zunächst alle Textzeugen (Gedichte und Prosatexte) in einer Datenbank zusammengeführt und Einzelveröffentlichungen ausforscht. Die editorischen Richtlinien sind im Laufe des *KGCL* (gemeinsam mit Wolfgang Wiesmüller) erarbeitet und für das Werk inzwischen erprobt und übernommen worden. Der Umfang des Werkes ist größer, als sich viele vorstellen dürften: Nach derzeitigem Stand (es mag noch die eine oder andere Veröffentlichung auftauchen oder es können auch zwei Gedichte einander als Fassungen zugeordnet werden) sind noch etwa 1.100 Gedichte unveröffentlicht. Die meisten sind undatiert, Ansätze zur Datierung haben wir unternommen (mittels Gruppenbildung nach verschiedenen Kriterien, wie der Typographie¹, und mittels der Beobachtung von identen oder verwandten Worten und Wortfeldern in Lavants Briefen und Werken²).

Wie umfangreich sollen nun Hinweise auf „Intertextualität“ im Kommentar ausfallen? Unterscheiden sich von der editorischen Erwartung oder Anforderung her die Briefe von den Werken? Als Forscherinnen mit Zeitverträgen sind wir besonders gedrillt auf die Frage, wofür es sich lohnt, Zeit zu investieren. Was ist obligatorisch, welches Experiment dürfen wir uns leisten? Wie sinnvoll ist das, was ‚sich gehört‘, und wie weit können wir Modifikationen begründen?

Rilke oder Lavant – zur Dimension des Problems
Christine Lavant hat kein Hehl daraus gemacht, dass es Rainer Maria Rilke gewesen ist, der in ihrem „30. Jahr“, also 1945, ihr „Leben geändert“³, einen „Brunnen

geschlagen“⁴ habe. „Sehr freut es mich daß Sie die Benvenuta lesen. Und es beglückt u. erschreckt mich daß sie soviel Ähnliches zwischen Rilke u. mir finden. Aber Sie dürften sehr recht haben.“, schreibt sie im Februar 1946 an ihre Mentorin Paula Purtscher, mit dem Erschrecken wohl eher den Anspruch an die eigene Person und Kunst meinend als die Gefahr, willenlos in Rilkes Fahrwasser zu geraten.⁵ Die ansonsten unsystematische und besitzlose Leserin berichtet derselben im Dezember 1947 stolz von ihrer Rilke-Sammlung: „Denkt nur wie viel Rilke ich dann schon hab!“

Erst nach dem Erscheinen ihres ersten Gedichtbandes *Die unvollendete Liebe* 1949 sollte sie die Literaturkritik und deren Sprache kennenlernen. Rudolf Bayr (der selbst als Schriftsteller tätig war und in dieser Eigenschaft antike Versformen und Stoffe pflegte) schrieb über den Band wenig freundlich im *Wiener Literarischen Echo*:⁶

Gefehlt jedoch war es, unseres Erachtens, die Gedichte (Die unvollendete Liebe) zu drucken. Sie sind Rilke, zehnter Aufguß. Auf die Prosa bezogen, wird das „Aus-zweiter-Hand“ der Verse noch deutlicher. Man findet den Rilkeschen Engel, die Rose, die Geste, die Gebärde, man findet das Rilkesche Enjambement, aber man findet keine Zeile, welche einen eigenen Ton enthielte. Gut, jeder Beginnende soll an einem Vorbild seine Kräfte wach werden lassen, soll zusehen, wie der Könner dies oder jenes macht, kurz, er soll für das Handwerk zu profitieren suchen. Aber Übungshefte sind nicht für den Druck geeignet.

Auf diese Rezension hin verfasste der Kärntner Literaturdoyen Emil Lorenz (zwischen ihm und Lavant war es zu einer intensiven Korrespondenz gekommen, die mit seiner – uns nicht bekannten, aber für Lavant offenbar verletzenden – Besprechung ihrer Erzählung „Das Krüglein“ [ersch. 1949] im Radio [gesendet am 26. Juli 1950] ihren Anfang genommen hatte) eine Entgegnung an Bayr. Diese enthielt nicht nur den Hinweis, dass es die Motive Engel und Rose schon im Mittelalter, vor Rilke, gegeben habe, sondern auch einen grundsätzlichen Vorwurf:⁷

Es ist natürlich schwer oder unmöglich, sie [die Behauptung, man finde bei Chr. L. keine Zeile, die einen eigenen Ton enthielte] im Rahmen eines Briefes zu widerlegen, da man die eigenen Töne, die sie hat, Stück für Stück (oder besser Ton für Ton) vorweisen müßte. Auf der anderen Seite wäre es aber für Sie noch viel schwerer, Ihre Behauptung konkret zu beweisen, und Sie haben sie ja auch nur diktatorisch hingestellt.

Abgesehen davon, dass Lorenz zu Recht die Konkretisierung der Behauptung vermisst und das Diktatorische daran beklagt, soll, unabhängig davon, wie ‚rilkisch‘ der Gedichtband nun tatsächlich ist, noch auf den Aspekt der Werkgeschichte hingewiesen werden, den editorisch Tätige an der Literaturkritik häufig vermissen: Lavants 1949 veröffentlichte Gedichte waren Jahre zuvor entstanden, vor allem im Jahr 1946. Jedoch war von der politischen Situation her der Kontakt zwischen der österreichischen Autorin und ihrem

deutschen Verlag, war die materielle Lage des Verlages so problematisch gewesen, dass die Gedichte, vor allem aber die Rezension erst dann veröffentlicht wurden, als Lavant künstlerisch schon woanders stand.⁸

Rudolf Felmayer reagierte in der Presse, wenn auch spät, auf Bayrs Kritik:

Verständlicherweise haben auch Christine Busta und Christine Lavant von Meistern gelernt; ich halte es aber für überhebliche Schnüffelei, das – wie es bei Christine Lavant durch einen kleinen, aber penetranten Klüngel geschehen ist – hämisch breitzutreten. Es genügt schon die unbefangene Lektüre einiger beliebiger Gedichte der beiden, um jede von ihnen als unverwechselbare Meisterin zu erkennen.⁹

Felmayer war es an sich weniger um die literarische Kritik als um die Bekanntmachung von JungautorInnen zu tun. Doch auch in seiner Darstellung finden wir mehr Meinung als Konkretisierung. Und: Felmayer hatte Lavants ersten öffentlichen Auftritt in St. Veit im November 1950 miterlebt und also neuere Gedichte bereits gehört. 1951 hatte er sechs Gedichte von ihr in der zweiten Folge seiner Anthologie *Tür an Tür* veröffentlicht.

In dieser ganzen Aufregung um Rilke klingt eine zeitgenössische kulturelle Diskussion an. In den ersten Nachkriegsjahren ging es um die Neuorientierung der Literatur, um die Frage, ob an die vordiktatorische (also auch vor 1934 publizierte) Literatur, an die austrofaschistische Literatur (so die Suggestion Alexander Lernet-Holenias in der Zeitschrift *Der Turm*), an die Exilliteratur, an die literarischen Entwicklungen außerhalb des deutschen Sprachraums angeknüpft werden solle, ob eine neue Literatur den Katastrophenerfahrungen Rechnung zu tragen habe. Rilke (1875-1926) kam aus einer unverdächtigen und durch und durch österreichischen, gleichwohl weltbürgerlichen Vergangenheit, die die österreichische Literatur nach 1945 gerne als Anknüpfungspunkt wählte.¹⁰ In seinem Werk wie in seinem Verständnis von der Aufgabe und Rolle des Dichters konnte man die Tradition wie die Moderne finden.¹¹ Nur „bei der jungen Lyriergeneration“ wurde er von Georg Trakl überblendet, der sich als Identifikationsfigur (Kriegsteilnehmer, früher Tod) seinen „ungeborenen Enkeln“ noch mehr anbot.¹²

Christine Lavant war, ohne es zu wissen, etwas wie die Verkörperung der Zeittendenz, die gerade in der absorbierend wirkenden Zeitlosigkeit heftig polarisieren konnte. Peter Toussell (d.i. Peter Demetz) legte in der Zeitschrift *Plan* nahe, dass zumindest das sentimentale ‚Rilkeln‘ ein Indiz für Provinzialität sei, auf jeden Fall aber ein Zeichen für Realitätsflucht:¹³

Die jungen Gumpendorfer berufen sich, in die Enge getrieben, gerne auf Rilke. Sie vergessen nur, daß Rilke ein Sammelbegriff für die Entwicklung der modernen Lyrik ist. Es gibt mehr als einen Rilke; den sentimental, den mystischen, den preziösen, den existentiellen. Jung-Gumpendorf liebt natürlich den sentimental

und preziösen über alles. Alte Vasen zu besingen ist unverbindlicher und bequemer als Dasein 1947.

1945 war die Dichtung für Christine Lavant tatsächlich die Möglichkeit, sich von ihrer Lebensrealität zu distanzieren; Schönheit bedeutete Kultiviertheit, und die Menschen, die diese Kultiviertheit repräsentierten, sah sie auch als charakterliche ‚Oberschicht‘. Am 15.12.1945 schrieb sie an Paula Purtscher:¹⁴

Alles in Allem: Ich war in der furchtbaren Gefahr innerlich ganz u. gar zu dem Typ einer hysterischen Proletin herabzusinken. [...] Ja sehen Sie – und irgendein guter Geist [...] hat mich schließlich doch erkennen lassen, daß es so nicht weiterginge, daß ich irgendwas Großes Schönes haben müßte das mit all dem täglichen Jammer nicht den leisesten Zusammenhang hätte. Rilke kannte ich ja damals noch nicht. [...] Eines Tages bin ich mit dem Erlös für eine Strickarbeit in die nächste Buchhandlung gegangen um mir etwas Tröstliches zu kaufen. Unter dem ganzen Wust politischer Schriften fand ich den Gedichtband v. Hans Gstettner: „Die Götter leben!“ Die ersten Zeilen die ich aufschlug trafen mich in der ganzen sprachlichen Schönheit wie ein Schlag! [...] Ja meine liebe liebe Frau Primarius – nun begann für mich eine andere Zeit. Jeden Abend wenn mich Verzweiflung u. Haß anfallen wollten, sagte ich mir ein paar der wundervollen Worte u. hatte dabei die Vorstellung von hohen schönen aufgeräumten Wohnungen in denen sich gute vornehme Menschen befinden deren Seelen hochgestimmt sind wie solche Worte u. die würdig sind solche Geisteswelt ganz u. gar zu verstehen u. zu erleben. [...] Schönes u. Gutes ist immer u. sendet seine Wellen aus wie überhaupt alles was existiert. Es handelt sich nur darum, daß man Empfänger wird u. die richtige Wellenlänge einschaltet.

Lavant kannte nicht nur Rilkes Werke, sondern auch seine Briefe genau. Rilke betrachtete seine Briefe als Teil seines Werkes, und Lavant begann ihre Korrespondenz nach 1945 in seiner „Manier“ – die Konkretisierung dieser Mitteilung wird der *KGCL* anbieten. Paula Purtscher war ihre Marie von Thurn und Taxis, und beide Seiten hatten etwas von diesem Handel – die Dichterin hatte eine Förderin, und die Förderin, selbst (und durch ihren Mann) nationalsozialistisch belastet, eine soziale und künstlerische, politisch unverdächtige Protégée. Durch diese Aufgabe wies sich Paula Purtscher in der ‚guten Gesellschaft‘ eine neue Rolle zu. Michael Guttenbrunner, zusammen mit Christine Lavant Träger des Trakl-Preises 1954 und Christine Lavant besonders in jener Zeit durch die ihr von Berg vermittelte Ablehnung nicht geheuer¹⁵, formulierte seinen durchaus nachvollziehbaren Widerwillen diesbezüglich uns gegenüber in einem Gespräch in Wien im Juni 1999, und machte ihn zum Stoff eines seiner „Stiche“, wie wir seine charakteristischen Kurzprosastücke nennen (wenn wir nicht soweit gehen, Guttenbrunner mit seinen Initialen zu charakterisieren):¹⁶

Ich glaubte an die Identität von Poesie und Revolte, und stieß in der Gesellschaft überall auf tonangebende Leute, deren Ideal und Losung vor allem Rilke war, und ich sollte nun auch auf die Dichterin vereidigt werden, die sich selbst den Namen des östlichsten Nebenflusses der Kärntner Drau gegeben hatte. Sie war bereits Salonfigur, und es wurde mit ihr Hof gehalten. Sie war häßlich anzusehen, nur Haut und Knochen, und wurde wie eine morsche Reliquie in Brokat gewickelt. Sie war aber auch geschmeidig und kokettierte mit dem Geschmeichel der feinen Leute und erwiderte virtuos auf ihre Vergötzung. Das hielt mich von der Erscheinung fern, dieser Abstand dürfte im engen Heimatland auch von der Dichterin selbst konstatiert worden sein; daher die Heftigkeit ihrer diesbezüglichen Äußerungen. Es war aber nicht allein das affektierte und bornierte Schranzentum um sie her, was mich von ihr abhielt; es war auch die Beobachtung eines fortwährenden Wechsels von wahr und unwahr in ihren Gedichten, ein Schlendern zwischen stark und ganz schwach und dieses aufs Fatalste virtuos. Das war das Erlebnis einer einzigen Zwiespältigkeit.

Jahre nach der vernichtenden Rezension Bayrs lieferte Christine Lavant mit dem Gedicht *Trau der Mannschaft deines Seglers zu ...* eine klare Rilke-Übernahme. Sie sandte es mit ihrer Auswahl vom März 1955 an den Otto Müller Verlag (dies die erste Erwähnung), der Verlag sonderte das Gedicht aus, doch Lavant schickte es erneut hin:¹⁷ es erschien 1956 in *Die Bettlerschale*. Rilkes schrecklicher Engel ersteht in dem Gedicht so deutlich als herrlicher „Wind, verwandt mit aller Teufelei“, dass jede/r KritikerIn befriedigt sein darf, die, der sich jetzt nicht an der Blasphemie stören will: Lavant wusste sich des Engels ganz im Sinne einer richtigen Rilke-Referenz zu bedienen – und das in einem Gedicht, dessen Duktus das Elegische verlässt und rabiat wird.

Eine historisch-kritische Ausgabe sollte nicht nur auf literarische Übernahmen, sondern gegebenenfalls auch auf einen kulturellen Hintergrund verweisen, was in Flächenkommentaren geleistet werden könnte. Die gesamte Situation mit all ihren politischen, kulturellen und persönlichen Bezügen kann nur in der Biographie ausführlicher Thema sein. So wird sich ein Kapitel unserer Biographie der Verschränkung moderner und antimoderner Züge im Werk Lavants widmen.

Das Erkenntnisinteresse bei der Suche nach Intertextualität

Viele Beiträge, die die Beziehung zweier Texte zueinander behaupten, auch wissenschaftliche, weichen einem methodischen Ansatz aus. Die Formulierungen sind vielfältig: von „Parallelen“ wird geschrieben (obwohl damit doch schon angedeutet ist, dass sich der Kontakt nicht im Konkreten, sondern erst im Unendlichen ergibt), davon, dass jemand sich „intensiv auseinandergesetzt“ habe, von „Einfluss“. Da das Vage daran mitgeteilt ist, ist „erinnert an“ eine vergleichsweise ehrliche, gleichwohl an sich keine wissenschaftlich verwendbare Formulierung. Zusammenhänge werden assoziativ oder intuitiv hergestellt, die Aussagen bleiben ohne konkrete Hinweise. Selbst die AutorInnen

sehen sich bisweilen genötigt, dem Inhalt zu gebieten. Kurt Kusenberg etwa schreibt in aller Deutlichkeit:¹⁸

Es beliebt manchen Rezensenten und Mitarbeitern an literarischen Nachschlagewerken, meine Erzählungen in eine Entwicklungslinie einzufügen, die auf E.T.A. Hoffmann zurückgeht. Das erstaunt mich, denn ich kenne von Hoffmann nicht viel, lese ihn nicht allzu gern und habe von ihm nichts profitiert. Es handelt sich da wohl um einen falschen Analogieschluß.

In seiner Definition von „Intertextualität“ unterscheidet Manfred Pfister deutlich zwischen zwei Positionen: der postmodernen Konzeption und der gewissermaßen überhistorisch verfahrenen Literaturwissenschaft. Die postmoderne Konzeption nach Julia Kristeva habe seit den späten 1960er Jahren unter „Intertextualität“ das textuelle Zusammenspiel im Innern eines Textes verstanden, der damit zu einem Mosaik von Zitaten wird. Die Vorstellung von einem unendlichen Text, der alle kulturellen Äußerungen umfasst und von dem jeder literarische Text nur ein Teil ist, führte zur völligen Aufhebung des schreibenden oder lesenden Subjektes. Die Literaturwissenschaft hingegen untersuche den Bezug von Texten auf vorausgehende Textfolien oder „Prätexte“, sie befasse sich mit den traditionellen intertextuellen Verfahren, in denen „in pointiertem und markiertem Bezug ein Einzeltext auf einen anderen verweist, indem er diesen zitiert oder auf ihn anspielt, ihn paraphrasiert oder übersetzt, fortschreibt oder adaptiert, parodiert oder travestiert“.¹⁹ Dem folgt für die Literaturwissenschaft notwendigerweise die Reflexion, durch welche und wieviel Überschneidung zwischen „Prätext“ und Folgetext dieses „Verweisen“ begründet werden kann.

Der Begriff „Intertextualität“ scheint mit seiner Betonung des Wechselseitigen („inter“) logisch besser zum postmodernen Begriffsfeld zu passen, aus dem er stammt. Winfried Woesler erfasst vielleicht auch deswegen in seinen Bemerkungen *Zu den Aufgaben des heutigen Kommentars*, die sich, darauf sei hier auch im Hinblick auf eine unserer Ausgangsfragen hingewiesen, auf Briefe und Werke gleichermaßen beziehen, das Spektrum möglicher Bezüge im Konkreten, etwa „Verwertung von Vorlagen“, „Denkimpulse“, „Motivgleichheit“. Er verwendet den Begriff nur einmal, in Anführungszeichen: „Zum Aufgabenfeld des Kommentators gehört damit die Beachtung der ‚Intertextualität‘ besonders dann, wenn der Autor ein bekanntes literarisches Thema oder Motiv variiert und den Vergleich herausfordert.“²⁰ Wem nun „Referenz“ oder „Referenzforschung“ als Alternative einfielen, der, die müsste diese Begriffe der Linguistik rauben ... es bleibt Vorsicht geboten.

Zur literaturwissenschaftlichen Definition gehört der „Bezug“ als literarisches Verfahren, gehört die bewusste Übernahme (vgl. Pfister und Woesler). Woeslers Begriff „bekannt“ wirkt wie ein Kompromissangebot an die potentiellen KommentatorInnen, die zuvor entsetzt gelesen hatten, „daß der größte Einfluß auf Autoren von deren Lektüre ausgeht“. Das Lektüreverhalten der zu kommentierenden Autorin, des zu kommentierenden Autors spielt also eine nicht unbedeutende Rolle (dazu Kap. 4).

Die Autorin, der Autor kann sich also auf die Popularität von Formulierungen verlassen, so dass seiner Variation der Nachweis des Zitierten wie mitgegeben scheint („bekannt“). Ansonsten darf man erwarten, dass es seitens des Autors, der Autorin Signale für ein Vorlagenverhältnis gibt, sei es im Text oder außerhalb des Textes („markiert“). Wo dies nicht erfolgt, muss die Übernahme nicht gleich ein Plagiat bedeuten. Bezugnahme findet auch unwillkürlich und unbewusst statt. Die unbewusste Übernahme verweist damit auch auf die oben angedeutete gesamtkulturelle Form der „Intertextualität“ – gleichwohl kann sie wie die bewusste methodisch erfasst werden. Ihre Erforschung hat weniger die literarische Form im Visier, die sich im „Vergleich“ erschließt, als die Erkenntnis, wie und warum ein Autor, eine Autorin vorhandenen Ausdruck poetisch neu formuliert und in den eigenen Ausdruck integriert. Das Ermitteln einer Referenz ist also kein Ergebnis, sondern Ausgangspunkt für die Erforschung des poetischen Vorgangs, der mit einer eigenen Sprache eine neue Welt erschafft – die (hier ins Biographische gehend) auf der gedanklichen Ent-Wicklung beruht, die Ausdruck sucht.

Die Begriffe „bekannt“ und „markiert“ haben ihre Begrenzung im Erfahrungs- und Bildungshorizont der KommentatorInnen. So wären die Referenzen auf Bibelstellen für ein christlich sozialisiertes und geübtes Auge vergleichsweise gut zu finden, für die esoterische Literatur, die sich quasi dadurch definiert, dass sie nicht zum gängigen kulturellen Kanon gehört, muss man SpezialwissenschaftlerInnen suchen, soll Lavant nicht in der christlichen „Erkennbarkeit“ gefangen gesetzt werden. Dazu ein Beispiel:²¹

Erhöhe, Heiland, uns nicht zu früh!
Noch ist die brüchige Seide der Zeit
das Erhabenste, um die Gestalt zu verbergen
und den Tonkrug des Herzens zu schützen.
Ewig hält sich die Keimkraft im Korn.
Säe uns aus zur gerechten Zeit
und nimm die Gewitter in deine Hand
und das Feuer der Sonne.
Von deiner Sanftmut hängt alles ab.
Ich sehe durch die verpuppende Zeit
dich einsam stehen beim Weltenbaum,
den Abfall des Laubes betrachtend.
Eifrig erlöschen die alten Sterne.
Aus deinen Schläfen steigen die Kräfte
unserer Erde ins Himmelreich
und erschüttern den Vater.
Oben berechnen die Hüttenbauer
das Gesetz vergrabener Willenskeime
und deines Mitleids lauterer Wuchs
und den Strahl deiner Augen.

Einmal, in der gerechtesten Zeit,
wirst du uns alle als Brot erhöhen
im Haupte des Tempels.

Das Gedicht enthält („markierte“) Angebote für eine („bekannte“) christliche Interpretation: zunächst den Anruf an den „Heiland“, der dem Gedicht die Form eines Gebetes gibt, dann zentrale Worte wie „Himmelreich“, „Vater“, „Brot“ und „Tempel“. Beleuchtet man das Gedicht jedoch aus einer anderen Perspektive, blinken nicht nur andere Worte, sondern auch andere Anteile der scheinbar bekannten Worte auf. Das „Erhabenste“ zieht dann die Aufmerksamkeit gleich in eine andere Richtung. Der „Weltenbaum“ öffnet einen mythologischen Raum und verbindet sich mit dem „Erhabensten“ zur Figur des Buddha. Aber – es steht nicht Buddha, sondern das „du“, also der Heiland, neben dem Weltenbaum. Jesus und Buddha verfließen ineinander. Lavant kannte die Überzeugung der Theo- bzw. Anthroposophen, dass Jesus eine Wiedergeburt Buddhas sei.²² Bei dem Baum erlischt die Zeit, die Kausalität, die gewohnte Welt – und die gewohnte religiöse Ordnung: Die alten Sterne erlöschen, erschüttern den Vater etc. Man kann bei „Weltenbaum“ also die biblische Vertreibung aus dem Paradies assoziieren, muss aber sicher auch die Erleuchtung Buddhas unter dem Bodhi-Baum dazudenken, auch das Kundalini-Yoga (das die Kraftlinien im Körper mit denen eines Baumes in Zusammenhang bringt – vgl. im Gedicht den Zusammenhang Schläfen – steigen Kräfte unserer Erde ins Himmelreich). Der Baum als Verbindung zwischen Himmel und Erde ist eine uralte und weitverbreitete Symbolik. Die Vorstellung, der Weltenbaum wachse von oben (der geistigen Welt) nach unten (in die stoffliche Welt hinein), findet sich etwa im Hinduismus.²³

Das vorliegende Gedicht ist also – mit einem erweiterten Blick auf andere Religionen und die Esoterik²⁴ – anders und umfassender zu sehen als mit einem christlichen Blick. Dann entsteht eine neue Welt.

Voraussetzungen

Die Ermittlung eines Verhältnisses von Einzeltexten zueinander kann in zwei Richtungen erfolgen: entweder es wird von einem literarischen Text auf eine Vorlage, den „Prä-Text“ zurück geschlossen (das könnten auch im Zusammenhang mit der Autorin nie vorgekommene oder ganz entlegen veröffentlichte Prä-Texte sein; für ein ‚einfacheres‘ Beispiel vgl. den Abschnitt Sonnengesang), oder eine Vorlage wird in ihren Umformulierungen im Text der Autorin, des Autors wieder-entdeckt. Für den letztgenannten Fall muss man jedenfalls zwei riesige, aber definierbare Textgruppen möglichst gut kennen – die von einer Autorin, einem Autor produzierten und die von ihr, von ihm rezipierten Texte.

Zum obligatorischen Teil einer kritischen Edition gehört die originalbezogene Wiedergabe aller von einer Autorin, einem Autor *produzierten* Texte, also auch gestrichener Wörter oder Wortteile. Das Spielen mit dem Wortbestand wird durch die Transkriptionsmethode und die in der Internet-Edition mögliche Suchfunktion erleichtert.

Ein Ziel der Sammlung und Kommentierung des *KGCL* ist von jeher gewesen, die Lektüre der Autorin, die *rezipierten* Texte zu ermitteln. Diesbezüglich sind Unterscheidungen in Bezug auf die Grade der Wahrscheinlichkeit getroffen worden: Welche Bücher hat Christine Lavant nachweislich gelesen? Der Einzelstellen-Kommentar löst Angaben Lavants bibliographisch auf, aus allen Angaben wurde eine umfangreiche Lektüreliste als eigene Abteilung erstellt. Diese zeigt in ihrer Gesamtheit ein Lektüreprofil.

Als weitere Abteilung des *KGCL* gibt es eine Bibliographie der Titel der aus mehreren Beständen rekonstruierten ‚Bibliothek‘ Christine Lavants (dazu Kap. 4.). Nachlassbibliotheken sind seit jeher von besonderem Interesse für die Forschung nach Textverhältnissen gewesen.²⁵ Unsere Analyse der Bibliothek ergab u.a., dass die (auch die mit dem *KGCL* als „gelesen“ zu bezeichnenden) Bücher keine Lektürespuren wie Anstreichungen oder Bemerkungen unserer Autorin enthalten. Wenn ihr ein Buch wichtig war, schrieb sie ihren Namen hinein und machte es so zu ihrem Besitz. Die Tatsache, dass Bücher zerlesen sind, muss nicht auf die wiederholte Lektüre durch nur eine oder eine bestimmte Person hinweisen – im Falle Lavants ist es nicht so, sind die Bücher doch im Laufe der Jahre, auch nach ihrem Tod, durch verschiedene Hände gegangen. Die Bibliothek kann nur als vermutliche Lektüre gelten – auch wenn die Zeugnisse handgreiflicher erscheinen als eine bibliographische Angabe.

Auch anderen Hinweisen kann nicht mehr als das Etikett „vermutliche Lektüre“ gegeben werden: auf Buchtitel oder AutorInnen, die in Zeitungsartikeln von Personen erwähnt werden, die Lavant besucht hatten²⁶, oder auf Buchtitel, die man bei trickreicher Vergrößerung und Kontrastierung manchen Photographien von Lavants Zimmer oder Einrichtung abrufen kann. Gleiches gilt auch für die Erinnerungen von Bekannten oder FreundInnen, die berichten, dass Christine Lavant dieses oder jenes Buch gelesen habe – der Grad der Wahrscheinlichkeit steigt erst dann, wenn mehrere einander nicht bekannte Personen denselben Titel mitteilen. Es sind damit Hinweise gegeben, wonach die Forschung in den von Lavant produzierten Texten suchen könnte. Aber es ist damit noch kein Verhältnis von Texten zueinander erfasst.

Das Lektüerverhalten Christine Lavants

Wir wiederholen zunächst unsere prinzipielle These (und inzwischen Erfahrung), dass es eine sinnvolle Werk- bzw. Gesamtausgabe ohne die Sammlung und Kommentierung der Briefe nicht geben kann. Es braucht unbedingt so viele Selbstaussagen des Autors, der Autorin wie möglich – und gerade die dabei mitgedachten Probleme dieser Gattung sollten zu weiterem Sammeln veranlassen, da erst mit der Menge der Effekt der gegenseitigen Relativierung oder Verstärkung einsetzt. Die gewonnenen Kenntnisse über Produktionsbedingungen und -verfahren des Autors, der Autorin sind wichtig, um angemessene editorische Entscheidungen treffen zu können. Auch das Lektüerverhalten sollte analysiert werden.

Bei Christine Lavant zeigt sich eine außerordentliche Fluktuation von Büchern. Armut und wenig Wohnraum sind schlechte Voraussetzungen für eine eigene Bibliothek.



Bücher erhielt sie geschenkt oder lieh sie aus. Sie nutzte die Wolfsberger Stadtbücherei (Leihschein haben sich dort nicht erhalten). Sie las den „Amerika-Wagen“ leer, einen Bibliotheksbus, in dem deutschsprachige Übersetzungen angeboten wurden (hätte sie anders geschrieben, wenn die Engländer in Kärnten geblieben wären?). Von Bekannten borgte sie Bücher aus. Der Otto Müller Verlag versorgte sie mit Buchpaketen. Um einen Blick in ihren mit ihrem Mann geteilten Arbeits-, Lebens-, Wohn- und Schlafraum zu tun: 1958 schreibt sie an den jungen Brieffreund Eduard G. Walcher:

Daß Sie so entsetzt sind weil ich keinen Schreibtisch hab! Sie lieber Bub! Wo tät ich denn einen Schreibtisch hin? Ich müßt ihn auf der Stell verschenken. Meine Bibliothek sind 2 Schemmelchen wo die Bücher aufgestapelt sind und wenn man falsch ankommt fällt alles herunter.

Lavant wird in Zeitungsartikeln, aber auch in der Forschung immer wieder als „Autodidaktin“ bezeichnet. Dieser Begriff ist nicht korrekt, unterstellt ihr zu viel Systematik, war ihre Lektüre doch nicht von einer Bildungsabsicht bestimmt. Wir versuchten mit der Bezeichnung „Eklektizistin“ ihr Interesse an in völlig verschiedenen kulturellen Räumen und Zeiten codierten Gedanken- und Glaubenssystemen, das unbekümmerte ‚Herauszipfen‘ daraus, die unkomplizierte Fügung zu neuen Verbindungen zu beschreiben. In einer strengeren Definition des Begriffes geht man davon aus, dass diese Auswahl zu einem neuen, kohärenten System gefügt wird. Kommt dann noch die bewertende Implikation hinzu, dass es dieser neuen Zusammenstellung an Originalität mangelt, so hat auch diese Bezeichnung ihre Schwächen. Sagen wir einfach: Christine Lavant war bibliophag, sie hat Bücher gefressen, ganz nach ihren eigenen Bedürfnissen, und sie hat sich daraus genommen, was sie ansprach. Da gab es dicke „Strickbücher“ für die Zeit vor Weihnachten, in der sie Verwandte „anstrickte“, und etwa zu Weihnachten als Geschenk erhaltene Bücher, deren Lektüre einem guten Zeitpunkt vorbehalten blieb und einen Abend im April in einen heiligen verwandeln konnte.

Als Beispiel für die Kommentierung im *KGCL*: „Jetzt beim Stricken will ich solche nicht lesen erst dann in den Weihnachtsfeiertagen. Beim Stricken passen nur dicke Amerika-Romane. Aber heut hab ich ausgesetzt u. das Buch vom Gebet gelesen“ (an Erentraud Müller, 9.12.1957). Bei dieser knappen Formulierung liegt nahe, dass die Empfängerin des Briefes, die Verlegerin Lavants, das Buch kannte, und in ihrem Umfeld danach zu suchen ist. Im Otto Müller Verlag wurden die Gegenseine (die Durchschläge der Lieferscheine) der Paketsendungen an Lavant aufbewahrt – an dieser Stelle ein kurzes „Hoch“ auf diese Gattung, die bibliographisches Suchen verkürzt und vereinfacht. Im Kommentar wird also unter dem Lemma „das Buch vom Gebet“ die bibliographische Angabe gemacht (*Henri Bremond: Das wesentliche Gebet*. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 1936, ⁴1959) und auf den Gegensein des Otto Müller Verlages vom 24.7.1953 verwiesen. Der Titel wiederum ist, mit dem Zitat aus dem Brief als Nachweis, in der Lektüreliste zu finden. Ein Flächenkommentar zur katholischen Literatur ist zu erwägen, die, im Zuge ihres Kontaktes zum Otto Müller Verlag, einen weiteren nicht unbedeutenden Strang ihrer Lektüre bildet.

Christine Lavants wiederholt mitgeteilte Vorstellung, dass einen zum richtigen Zeitpunkt erreiche, was man genau dann für seinen persönlichen Weg brauche, unterstützte eine Rezeption, die Sätze oder Bilder aus ihrem Herkunftszusammenhang und Gedanken aus ihrem systematischen Zusammenhang riss und diesen einen ganz eigenen Platz im persönlichen Kosmos gab. In diesem Sinne findet bei ihr alles zu allem, ergeben sich wunderbare, wuchernde Zusammenhänge, die den Nährboden für ihre Kreativität bilden.

Kanonbewusstsein und klassische oder andere Bildungstraditionen, gute Voraussetzungen für Intertextualitätsforschung, hatten für die Belesene keinen Wert. An „Leib- und Magen“-AutorInnen oder -texten, die wir durch wiederholte, zahlreiche, langfristig auftretende Bekenntnisse in den Briefen definieren, finden sich nur zwei, die wie die Pole einer Welt wirken. Der eine ist und bleibt Rilke (1963 schreibt sie an ihre Brieffreundin Gerda Halik: „Das Rudolf-Kassner-Buch würde mich interessieren Rilke-Briefe hab ich schon zu viele gelesen Aber nichts gegen Rilke.“), der andere ist George I. Gurdjieff, auch in der Vermittlung durch seine Schüler Piotr D. Ouspensky und Louis Pauwels. An Ludwig Ficker schrieb sie am 13. 8. 1956: „Gurdjieffs Lehre hat (vor langer Zeit schon) mein Gesamt-Denken verändert.“ (s. Anm. 27, 295), in einem Brief an ihre Bekannte Erna Kainz aus dem Jahre 1960 schreibt sie: „Das Ganze ist so ziemlich die trostloseste Lehre die mir bis jetzt untergekommen ist. Aber auch die wahrscheinlichste Wahrheit!“, und auch im Jahre 1963 ist er aktueller Gegenstand ihres Denkens, Ouspensky ist ihr „das Buch“. Bezüge sind, wie bei Rilke, ebenfalls noch zu untersuchen. Ein struktureller Zusammenhang wird in der Biographie dargelegt.

Es gibt keine Mitteilung Lavants, die Vorlagenverhältnisse für ihre literarische Arbeit nahelegen würde, wie: ‚für meinen Roman habe ich gestern noch einmal Thomas Manns Buch über seine Arbeit am Faustus gelesen‘ oder ‚der Versrhythmus von Domin hat es mir angetan‘. Lavant hat nicht recherchiert, es gibt keine Exzerpte oder Stichwortzettel; sie hat keine (Arbeits-)Tagebücher geführt, es liegt jedenfalls nichts dergleichen vor. Poetologische Texte schrieb sie nicht. Lavant selbst reagiert nie literaturkritisch. Es scheint nicht Zeichen bloßer Höflichkeit zu sein, wenn sich in keinem der 1.200 Briefe von Christine Lavant eine negative Äußerung über ein Buch findet. Es wirkt mehr wie Respekt vor einer Schöpfung, deren Entstehung aus einem Schmerz sie für möglich hielt, oder vor der Person, die dieses Buch schenkte oder vermittelte, vor der Person, die es schätzen konnte, oder vor dem Schicksal, das ihr dieses Produkt eines Schicksals zuführte. Oder wie ein Entschluss, in diese Welt nicht mehr Urteile zu setzen als nötig. Oder es heißt einfach: ohnehin nur das zu lesen, was anspricht. Diese Ansprache kann in Gedanken, Worten, Motiven, Atmosphären liegen.

Beispiele „Der Mitreisende“

In einem Brief an Ficker vom 4.8.1955 gibt sie Hinweise nicht nur auf ihr Lektüreverhalten, sondern auch auf den Gedanken, der ihr einen Text im *Brenner* bedeutsam gemacht hat:²⁷

Es ist so schad dass ich mit niemanden über die Sachen im Brenner reden kann. Wahrscheinlich sind sie für einen normal gebildeten Menschen gar nicht so neu und aufregend, für mich zum Teil sehr. Dabei weiss ich nicht einmal ob ich auch nur ein Körnlein richtig verstehe. Ich lese ja auch nicht ordentlich sondern schlage einfach wo auf und bin dann mitten drin – jetzt zum Beispiel in „Der Mitreisende“ .. Dabei leuchtet mir alles sofort ein auch wenn ich die Fremdworte nicht verstehe. Mich wundert und erschreckt es aber dann immer dass doch so viele Menschen von der Wahrheit was wissen und dass scheinbar trotzdem nie die richtigen Stücke zusammenkommen denn sonst müssten eine Menge Menschen schon die Einsicht und Ruhe Gottes haben. Vielleicht liegt es daran dass jeder glaubt schon die ganze Wahrheit zu haben und dass jeder seine Ansicht als Übersicht nimmt und vielleicht ist es genau. so gut und richtig für hier? ..

Bitte verzeihen Sie, dass ich Ihnen schreibe. Ich habe es mir schon in der Nacht vorgenommen aber ganz anders, der Anfang ist nur so geraten weil ich eben zufällig den Mitreisenden aufgeschlagen hab und weil mich darin was sehr gepackt hat. [...] aber die grössten körperlichen Schmerzen sind nicht so schlimm wie das leiseste Unbehagen in der Seele. Ich habe es vielen Menschen gegenüber (wohl weil ich zusehr nach innen lebe und die Kräfte der Verständigung für Selbstdurchleuchtung missbrauche. – siehe: „Der Mitreisende.“).

Nun lassen immerhin die Anspielung auf die „Fremdworte“ wie auch bestimmte Worte („neu und aufregend“), übereinstimmend mit dem Inhalt, mit einiger Sicherheit die Angabe zu, wo sie den *Brenner* aufgeschlagen hatte: nämlich auf S. 41 oder 42:²⁸

Aus welchen Anzeichen schließen Sie auf das Fortschreiten des Verfalles?

Aus der wachsenden Innerlichkeit des Menschen. [...] Der Mensch ist ein System von Kräften. Normalerweise wirkt er damit auf seine Umwelt ein, sowohl auf die Mitmenschen, als auch auf die Gestaltung der Außenwelt. Er ist mit einem Teil seiner Kräfte nach außen gewendet; mit einem in der Wissenschaft üblichen Fremdwort heißt das, er ist ektrap. Ein anderer Teil seiner Energie vermag das System der Persönlichkeit nicht mehr zu verlassen; sie ist nach innen gekehrt, innerlich steckengeblieben: entrop. Nun ist es in der Menschheit genau so wie in der mechanistischen Wärmelehre: die Wirkung der Persönlichkeiten nach außen wird immer schwächer, während immer mehr ihrer Energien in ihnen – unverwendbar und unfruchtbar – stecken bleibt. Auf gut deutsch heißt das, die Menschen werden innerlicher und verlieren ihrer Umwelt gegenüber an Kraft. Innerlichkeit scheint mir da nicht das rechte Wort zu sein. Wenn Sie „egoistisch“ sagen, kann ich Sie eher verstehen und möchte Ihnen dann auch eher zustimmen.

Manche Worte haben eben einen guten, manche einen bösen Klang. Ihnen reimt sich Egoismus besser mit Untergang zusammen. Hier sehen Sie wieder, daß das

nur Vorurteil ist. Sie können die menschliche Entropie auch Egoismus nennen oder Selbstbewußtsein oder Innerlichkeit, in Wahrheit hat alles die gleiche Ursache. Ihre Ansicht scheint mir, soweit ich Sie verstehe, neu und aufregend. [...]

Hier kann es nur angedeutet werden: Ihre Befürchtung, die „Kräfte der Verständigung für Selbstdurchleuchtung“ zu „missbrauchen“, repräsentiert den ethischen Kern ihres Schreibens. Schreiben sollte einen Sinn haben und nicht Kunst sein, also auch nicht Beruf. War es anfänglich und lange als „schmerzhaftes Stelle“ und „Salbe“ zugleich (Brief an P. Purtscher [vor dem 15.12.1946]) im Selbstverständnis der Autorin geborgen, schwand dieser Sinn allmählich – das Schreiben schien die „Wirrsal“ nur zu vergrößern. Der von Lavant verwendete Begriff „leuchtet ... ein“ kann als Signal ernstgenommen werden: er bedeutet mehr als ein Verstehen, etwas Integrierbares, zu Integrierendes.

Der hier ausgemachte Zusammenhang beweist letztlich nur eine Lektüre, aber nicht eine poetische Neuformulierung. Er war vergleichsweise leicht auszumachen, weil die beiden Einzeltexpte konkret genug sind.

„Lasset die Toten...“

Die Bibel war auch ihr ein ‚heiliges Buch‘. Allerdings nicht im Sinne eines orthodoxen Glaubens, sondern als eines von vielen ‚heiligen Büchern‘, zu denen sie ohne Zögern wohl auch die Upanishaden und den Talmud, vielleicht sogar Werke von Gurdjieff gestellt hätte. Als ‚heilig‘ galten ihr Bücher der Weisheit und Weisung. Das ‚Umkreisen‘ der Christus-Figur und deren ‚Weisungen‘ findet sich in Briefen und Gedichten. „Das Bibelwort ‚lasset die Toten ihre Toten begraben‘ hat mir in den letzten Jahren entsetzlich viel Elend auferlegt. Aber jetzt will ich es zu vergessen versuchen.“ schreibt sie an Martin Buber, am 8. 5. 1956.²⁹ Das „Bibelwort“ findet sich erneut zitiert in den Briefen an Paula Ohm-Januschowsky [Pst. 11. 8. 1956] und noch an Martita Jöhr-Rohr [nach dem 19. 12. 1962].

Der Kommentar zum Zitat (= Lemma) wird bei Buber als Ersterwähnung angelegt (von den anderen Briefen wird darauf verwiesen) und zitiert zunächst die entsprechenden Passagen aus Matth. 8, 18-22, und Lukas 9, 57-62, damit der Kontext klar wird. Nur in der Nachfolge Christi hat man das wahre Leben, diejenigen, die nicht folgen, sind Tote. Lavant fürchtete eine Existenz, die ohne Erfüllung und Sinn blieb. Sucht man dieses „Bibelwort“ in ihren literarischen Werken, so findet sich ein (unveröffentlichtes) Gedicht, das es wörtlich zitiert. Dabei entschloss sich die Autorin, wie die Korrektur zeigt, von einer Paraphrasierung zurück zu gehen zum Zitat (ansonsten wird das Gedicht hier ohne Korrekturen angegeben):

Jesus hat harte Worte gesprochen
so harte einfache Worte
dass kein Hammer sie zerschlagen
kein Stemmeisen sie zerspalten kann.
Wer hat, dem wird gegeben

hat er gesagt
und: #dann das von den Toten# Lasset die Toten
ihre Toten begraben –.
Wem das nicht reicht der soll weiterdenken
u. wird noch mehr solche Klumpen finden.
[...]

Im Kommentar zum Buber-Brief wird außerdem darauf hingewiesen, dass sich Lavant mit diesem Wort Christi an einen jüdischen Philosophen wandte – und wohl nicht unbewusst, denn die Bezeichnung „Bibelwort“ verwendet sie nur gegenüber Buber, an die anderen schreibt sie vom „Christuswort“. Im Kommentar zum Gedicht wird auf die Briefe und deren Kommentare verwiesen.

Das Tuch

Hat sie das Bild des „Tuches“ von Adalbert Stifter? In ihren Briefen taucht ein Tuch als konkreter Gegenstand auf (12 Nennungen – sie trug ein Kopftuch, um sich vor zu viel Wind zu schützen, im privaten Leben wie bei öffentlichen Auftritten), nur einmal im übertragenen Sinne (Brief an Tuvia Rübner, 30. 4. 1957):

Mir kommt es so vor als wären Sie gerade im Gedicht daheim gewesen wie Sie mir den letzten Brief schrieben. Dieses Daheim ist ein gespanntes Daheim ein Seiden- oder Schafwoll-Tuch das nur der Wind ausspannt u. mehr oder weniger angespannt, – (mehr oder weniger eben,) die Fläche bildet auf der wir stehen u. das Beten so vonnöten haben.

„Schafwolle“ kommt nicht von ungefähr, Rübner hatte als Schafhirte gearbeitet, wohl deshalb leitet Lavant von einem Seidentuch zu einem Schafwolltuch über. In Lavants Bindestrich-Schreibung ist das Tuch klar als Objekt wahrzunehmen.

In Stifters Erzählung *Der Hochwald*³⁰ fanden wir bei der Lektüre mehrere Hinweise auf das Motiv des Tuches. Stifter beschreibt die „Seesfläche“, den See (den Plöckensteinsee) folgendermaßen: „Ein gespanntes Tuch ohne eine einzige Falte liegt er weich zwischen dem harten Geklippe“. Einige Absätze weiter spricht er vom „grünen Tuche des feinsten Moores“ (beide Zitate: S. 5). Das Bild taucht weitere Male auf: „daß sich der grüne Rasen, wie ein reines Tuch zwischen den Stämmen dahinzog“ (S. 26), „Himbeergesträuchen, die oft mit Beeren bedeckt waren, von ferne zu sehen, als hätte man ein rotes Tuch über sie gebreitet“ (S. 39). Übersehen wir eine Motivgeschichte des Tuches (Hinweise an die Autorinnen des Beitrags sehr erbeten!)? Aber der Bezug zu Stifter hat weitere Plausibilität. *Der Hochwald* war in ihrer Bibliothek, und Lavants Lektüre wird höchst wahrscheinlich, kombinieren wir mit folgender Kenntnis: Christine Lavant schreibt in einem Brief an Franz Tumlner im Juli 1955: „Der Zustand in dem Sie sich jetzt befinden heißt in einer ‚Eingeweihten‘-Sprache: Sich in den Hochwald begeben ...“.

Diese Formulierung konnte als eine eigenständige nicht ermittelt werden, nicht im Volksmund, nicht als Teil einer Philosophie (Hinweise an die Autorinnen sehr erbeten!). Sie würde als Lavantsche Prägung zu dem „Zustand“ passen, der bei ihr den „schöpferischen“ Zustand meint. Stifter schreibt: „Es liegt ein Platz im Hochwalde [...], so einsam, so abseits allen menschlichen Verkehrs, daß kein Pfad, kein Fußtritt, keine Spur davon erspählich ist, überdem unzugänglich an allen Seiten, außer einer, die zu verwahren ist“, am erwähnten See gelegen. Tumler hatte sich – an den Traunsee (nach Altmünster) – zurückgezogen, um seinen aktuellen Roman gründlich zu überarbeiten.³¹ Ob Lavant von „Eingeweihten“-Sprache“ spricht, weil sie selbst die Quelle schon mystifiziert hatte, oder ob sie mit den „Eingeweihten“ tatsächlich einen Kreis von Personen meinte, die Stifter verehrten, ist nicht eindeutig zu klären. Stifter war ein von Tumler geschätzter Autor – 1939 hatte er *Ein kleines Stifter-Lesebuch* herausgegeben, das von ihm ausgewählte Auszüge aus Prosa Stifters brachte. In dem ihm eigenen ‚langsamen‘, reflexiven Stil legt er in *Warum ich nicht wie Adalbert Stifter schreibe*³² seine Bezüge zu und seine Abgrenzungen von Stifter dar – wobei er immerhin die gründliche Kenntnis der Werke Stifters offenbart.

Lavant hat von Stifter sicher etwas gelesen, schreibt sie doch 1964 an ihre Brieffreundin Gerda Halik: „Nein Stifter ist mir zu langweilig, verzeih.“ Aber eine (ignorante ...) Äußerung wie diese sagt nicht, dass es nicht doch zu Übernahmen oder „An-Verwandlungen“ gekommen sein könnte. Bei dem Brief an Rübner wird das Lemma „ein gespanntes Daheim ein Seiden- oder Schafwooll-Tuch“ auf den Stifter-Kontext verweisen, also auch auf den Kommentar, der bei dem Brief an Tumler zum Lemma „Sich in den Hochwald begeben“ gegeben wird, so dass sich der gesamte Kontext erschließt.

Der glühende Hahnenkamm

Truman Capote gehörte – neben anderen – zu den von ihr gern gelesenen amerikanischen Autoren (eine Autorin ist nicht nachweisbar): „Jetzt lese ich halt alles was der Amerika-Wagen alle Monat einmal bringt einiges darunter ist herrlich, von Capote Truman ‚Andere Stimmen andere Stuben‘ und ‚Die Grasharfe‘ [...]“ schreibt sie an Tuvia Rübner am 23.10.1956. 1963 empfiehlt sie Gerda Halik unter anderen auch diese Bücher (dabei richtig Truman Capote; es ist wahrscheinlich, dass Lavant zunächst „Truman“ für den Nachnamen hielt, wohl wegen Harry. Lavants Schreibung gerade fremdsprachiger AutorInnenamen ist überhaupt unzuverlässig, oft wohl einfach phonetisch gebildet).

Worte lassen aufhorchen, wenn man „Die Grasharfe“ liest (und Gedächtnis und Kombinationsgabe gerade gut funktionieren ...) – „glühend“ und „Hahnenkamm“. Capote schreibt: „ein Fasanenpärchen [...] strich stracks mit metallischen Schwingen aus dem scharlachfarbenen Gras auf, das wie ein Hahnenkamm glühte.“³³ Bei Lavant gibt es zwei Fassungen eines Gedichtes, in dem dieses Motiv auftritt (zitiert werden hier die ersten vier Zeilen):

Kämme mich schnell mit dem glühenden Kamm
stecke meine zerrissenen Füße
in die roten Schuhe und binde das Band
um meine Mitte hier fester.

In dieser Fassung hatte sie das Gedicht 1955 für *Die Bettlerschale* eingereicht, in folgender Umarbeitung ist es in *Der Pfauenschrei* (1962) erschienen (S. 93):

Kämme mich schnell mit dem Hahnenkamm,
stecke meine verwurzelten Füße
in Pfefferholzschuhe und binde das Band
um meine Herzmitte fester.

Im Zuge der poetischen Chiffrierung könnte nach der Lektüre Capotes aus dem „glühenden Kamm“ der „Hahnenkamm“ geworden sein. Aber der Ausdruck findet sich auch explizit! Im Gedicht *Soviel blinde Flügelaugen ...* in der Zeile 19: „unten glühen Hahnenkämme“ (*Der Pfauenschrei*, S. 72).

Der Hahnenkamm ist eine Pflanze (*celosia argentea* var. *cristata*), war damals bereits eine Kulturpflanze, deren leuchtende Farben gerne weiter gezüchtet wurden, und Lavant wie Capote können sie gekannt haben. Sah Lavant sie nicht auf freiem Feld, wo sie auch wild wachsen konnte, so hätte sie sich in der Gärtnerei ihrer Schwester oder der Teuffenbachs inspirieren lassen können. Lavant verwendet den „Hahnenkamm“ schon vor 1956. Aber die Fügung zum ‚glühenden Hahnenkamm‘, zeitlich passend nach Capote, ist frappant. Wirkt die Bezugsetzung zwischen „Schwingen“ und „Flügeln“ bestätigend – oder ist sie an sich zu vage? Im Kommentar zum Brief wird bei Capote auch auf die Gedichte verwiesen, beim Kommentar zum Gedicht wird neben dem Hinweis auf den Brief auf den Hahnenkamm als Pflanze und auf das Motiv in anderen Gedichten verwiesen.

Die „Negerin“ Catherine in *Die Grasharfe* behauptet, dass sie eigentlich Indianerin sei, sie kleidet und schminkt sich entsprechend und verteidigt diese Identität auf so selbstverständliche wie skurrile Weise. Christine Lavant spielte gern mit Identitäten (besonders nach der Türkeireise 1958 auch mit einer türkischen Abstammung), sie verkleidete sich gern und oft, wie ihre Briefe und die inzwischen ermittelten Fotoserien zeigen. Hat Capote dazu beigetragen, dass Christine Lavant sich in einer wild zusammen gewürfelten und doch (glaub)würdigen Montur als – wie wir behaupten – Indianerin ablichten ließ? Trotzdem scheint es uns in diesem Falle übertrieben, an der Stelle, in der sie Eduard G. Walcher von der Indianerin-Fotosession berichtet, auf *Die Grasharfe* zu verweisen.

„Balkanesische“ Geschichten

Im Brief an Tuvia Rübner fährt sie in ihrer Aufzählung der von ihr gern gelesenen Autoren fort: „Dann am liebsten von William Sajoran (Armenier) alles belebend schön

balkanesisch schön kräftig färbig halt herrlich.“ Dieser Hinweis (auf W. Saroyan) zielt auf die Atmosphäre, auf die Sinnlichkeit der Lektüre. Im dargestellten Text der Briefedition wird die Interpunktion nicht eingefügt, da sie, wie wir jetzt sehen werden, verschieden ausfallen kann. Besonders plausibel wäre vom üblichen Stilverständnis her die Setzung: „alles belebend schön, balkanesisch schön, kräftig färbig, halt herrlich“, womit die Analogien und Alliterationen am besten herausgestellt würden. Denkbar wäre aber auch: „alles belebend, schön balkanesisch, schön kräftig, färbig, halt herrlich“). Oder womöglich „von William Sajoran (Armenier) alles, belebend schön“? Werden wir in manchen Worten oder Passagen ihrer Gedichte auf einen belegbaren ‚amerikanisch-balkanesischen‘ Stimmungs-Input stoßen?

Verwandte Worte

An Johann Gunert schreibt Lavant am 22. 1. 1951:

Ihre liebenswerte Frau muss noch nicht lange bei den „armen Seelen“ sein? ... Aber dass sie dort ist und nun mit so verwandten Worten zu mir her redet, das war die ausstehende Notwendigkeit die Sie erfüllen mussten. [...] Ich habe es unter den Menschen gerade jetzt sehr schwer. Immer mehr greife ich nach „drüben“ wo die sind, welche das Hiesige schon hinter sich haben.

Bis 1951 war nur ein Bändchen von Herma Gunert (1905-1949) erschienen: *Amor, schöner Engel*, 1945. Johann Gunerts Brief ist nicht erhalten, und wir wissen nicht, was er Lavant von seiner Frau berichtete. Bieten die „verwandten Worte“ ein Referenzsignal, eine „Markierung“? Biographische Kenntnis erklärt die Stelle „Ich habe es unter den Menschen gerade jetzt sehr schwer“ mit einer katastrophalen Lebenssituation aufgrund der begonnenen Beziehung zu Berg. Die „Verwandtschaft der Worte“ ergäbe sich aus der schon von Gunert dramatisch verschränkten Liebes- und Todesthematik. Dass Lavant sie nun von „drüben“ hört, macht in Lavants Brief eine ‚Todessehnsucht‘ deutlich hörbar. Hat diese „Verwandtschaft“ nun Folgen in konkreten Worten? Uns scheinen die sich „senkenden Himmel“ bzw. der „niederknien Himmel“ auf eine solche zu verweisen.

Herma Gunert:

Sag, Einzige, wie war das? War es leicht,
das Haupt mit einer Stirne voll Gedanken
so aufzuheben, daß die Himmel sanken,
die unser Blick im Sehnen nur erreicht?

Christine Lavant (mit Datierung vom 6. 1. 1955, am 7. 3. 1955 in ihrer Auswahl an den Otto Müller Verlag geschickt, gedruckt in *Die Bettlerschale*, S. 46):

Ich weiß nicht, ob der Himmel niederkniet
wenn man zu schwach ist um hinauf zu kommen.

Zu dem Zeitpunkt von Lavants Niederschrift zu Beginn des Jahres 1955 war die Beziehung zu Berg in der dramatischen Schlussphase. Im Kommentar zum Brief an Johann Gunert sowie zum Gedicht wird der hier ermittelte Zusammenhang in aller Vorsicht angegeben.

Sonnengesang

Dies als Beispiel für den Rückschluss von einer Vorlage auf eine Lektüre (und wiederum auf die Vorlage): Lavant erwähnt weder das Lied („cantico“) noch den Autor, und doch könnte man annehmen, dass sie den *Sonnengesang* des Franz von Assisi kannte. Er war zu ihrer Zeit schon so populär, dass man die Übersetzung und Veröffentlichung wohl nicht ausmachen kann, die ebenso in einer Franziskus-Ausgabe, einer Anthologie italienischer Lyrik, in einem christlichen oder esoterischen Kontext wie in einer Zeitung oder Zeitschrift zu finden sein könnte.

Den prominentesten Hinweis lesen wir im Gedicht *Franziskus, Bruder, schmeckt der Himmel gut? ...* (unveröffentlicht), in dem die Qual wilder Tiere in einem Zoo geschildert wird (nein, es ist kein Panther dabei und zieht auch sonst kein Tier an Gitterstäben vorüber!). Wenn es in dem Gedicht *Sollst mich, deinen Zecherbecher ...*³⁴ heißt: „Miß dich mit dem Mann im Monde, / nenn den Nordsturm deinen Bruder –!“, wird wie bei Franziskus erst der Mond erwähnt, unmittelbar darauf der „Bruder Wind“. Wir hören Franziskus' „Schwester Mond“ mit, wenn wir in einer Zeile Lavants vom Bruder Mond lesen („Ach, immer vom Mond her, dem einst mir so huldreichen Bruder“, in: *Wie Tiere zur Nachtzeit, wenn sie am Geruch sich erkennen ...*, unveröffentlicht). Was ist aber mit dem „Mond, mein Geschwister“ (in: *Keinen der früheren Sterne treffe ich abends am Himmel ...*, unveröffentlicht)? Ist es die italienische „Schwester Tod“, wenn wir bei Christine Lavant vom „Bruder Tod“ lesen?: „Nun noch ein Liedchen für den Bruder Tod“ (in: *An den Mond*³⁵). Ist die Schwester Schlange (in *Schlange, du meine Schwester ...*, unveröffentlicht), die im *Sonnengesang* keine Entsprechung hat, eine Ausweitung der franziskanischen Welt und Umformulierung der christlichen? Die Durchsuchung der Datenbanken ergibt: Es gibt keine anderen metaphorischen Brüder und Schwestern als die erwähnten. Auf den Zusammenhang sollte in der *HKACL* trotz der gewissen Unsicherheit hingewiesen werden.

Wuchernde Zusammenhänge

Wittgenstein kommt in ihrem Kosmos nicht vor, doch scheint uns, als habe sie mit ihrer Ironie sein gegen den metaphysischen Diskurs gerichtetes Wort: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“ literarisch verdeutlicht. Doch Dichten ist möglich! Wittgenstein schrieb am 9. 4. 1917 an Paul Engelmann als Reaktion auf ein Gedicht von Ludwig Uhland: „das Unaussprechliche ist, – unaussprechlich – in dem Ausgesprochenen enthalten!“³⁶ In Lavants Gedicht *Erhöhe, Heiland, uns nicht zu früh* ist die Ineinsetzung von Buddha und Christus, wir möchten beinahe sagen: „gültig“ geworden.

In der (unveröffentlichten) Erzählung *Berte* beschreibt Lavant eine Szene, wie sie sich in ihrer Familie mit den Schwägern Anton Kucher und Matthias Wigotschnig, Buddhist respektive Anthroposoph, wohl auch zugetragen haben könnte. Das gelehrte und argumentierende Reden über das Metaphysische wird so ausgiebig in alle Wendungen und Windungen hinein ironisiert, dass den Lesenden das Lachen aufsteigt:

Er [Nante] war auch nicht eingeladen worden, aber seine Nase, die eben alles Mystische irgendwie roch, hatte ihn unseligerweise gerade heute hergeführt. Anstatt nun sich bescheiden im Hintergrund zu halten, warf er dreist eine Behauptung gegen Thomes Bild hin: „Christus war vielleicht die letzte Reinkarnation der Erhabenen –?!“... Ach so masslos frech und dumm obendrein konnte er sich aufführen. Thome fand es natürlich auch unter seiner Würde ihm direkt zu antworten und was er sprach ging eigentlich nur Benedikt an: „ – Wenn man –“, sagte er, „– Christus überhaupt miteinbeziehen will, so kann man ihn wohl höchstens als einen der vierundzwanzig Tirthankaras der absteigenden Dushama bezeichnen – nein ich glaube nicht dass ihm eine andere Stelle zukommt.“

Benedikt begann überlegend seinen Schopenhauerschädel zu wiegen und Nante verbiss mit Mühe die aufsteigende Wut darüber, dass er es war, der dem Thome in einem Anfall von Christlichkeit Glasenapps „Brahma und Buddha“ verkauft hatte. Er nahm sich nun augenblicks vor, Mira endlich zu zeigen, wer eigentlich der Herr im Hause sei, und ihr wieder einmal das Kirchengenügen energisch zu verbieten. Lexsche, welcher nun einmal die Schwäche hatte, allen Bedrängten beizustehen, begann hier ablenkend: „Sicher ist, dass Nietzsche der letzte Übermensch war.“

Das Lachen vergeht ihnen, wenn sie den Abschnitt kommentieren sollen, denn er birgt, fast wie ein Suchbild, eine Überfülle von Hinweisen auf Lavants Rezeption. Christus als eine Reinkarnation Buddhas zu betrachten, findet sich bei Rudolf Steiner (1861-1925), dem Begründer der Anthroposophie. Für ihn sind Jesus und Christus zwei verschiedene historische Figuren. Zwei Jesusknaben seien in kurzem Abstand hintereinander geboren worden, der mattheische Jesus sei eine Reinkarnation Zarathustras, der lukianische eine Reinkarnation Buddhas.³⁷ Diese Erklärung habe er aus der *Akasha-Chronik* gewonnen. In dieser *Akasha-Chronik* ist, nach „indisch-theosophischer Überlieferung“ „wie in einem Weltgedächtnis alles Vergangene eingetragen“ und „wer genügend entwickelt ist“, kann darin „forschen“.³⁸ Steiner geht darauf auch in *Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten* ein, einem Werk, das Lavant nachweislich kannte: „Diese Feststellung hat aber nichts mit den ‚Erkenntnissen der Höheren Welten‘ zu tun (deren Stil tatsächlich nicht ohne Weiteres erträglich ist)“, schreibt sie an Erna Kainz im Juni 1960. Andere seiner Werke werden von Bekannten mitgeteilt und/oder befinden sich in ihrer Bibliothek.

In der *Akasha-Chronik* hatten vorher schon Eliphas Lévi (eig. Alphonse-Louis Constant, 1810 -1875, er prägte die Begriffe Okkultismus und Esoterik in ihrer modernen Bedeutung; Blavatsky griff u.a. auf ihn zurück) und Helena Blavatsky (1831-1891, sie begründete die Theosophie, von der Steiner die „Anthroposophie“ abspaltete) ,durch

innere Schau' gelesen.³⁹ Lavant kannte auch deren Werke. Die Lektüre von Blavatskys *Die entschleierte Isis*⁴⁰ ist in einem Brief an Berg für den August 1953 belegt. Die Lektüre von Eliphas Lévis vier Bänden über Kabbala ist ebenfalls in einem Brief an Berg belegt (vom [23. 3. 1954]).⁴¹ In Lavants Bibliothek finden wir auch von Helmuth von Glasenapp (1891-1963, Religionswissenschaftler und Indologe) *Der Stufenweg zum Göttlichen. Shankaras Philosophie der All-Einheit* (1948), immerhin mit Besitzeintrag „Christine Lavant“. Das in *Berte* erwähnte Buch von Glasenapp *Brahma und Buddha. Die Religionen Indiens in ihrer geschichtlichen Entwicklung*, 1926 erschienen, ist hingegen nur durch die Erzählung überhaupt belegt. Nitzschkes / Friedrich Nietzsches *Also sprach Zarathustra* befindet sich ebenfalls in der Bibliothek Lavants, die Lektüre ist nicht bezeugt. Bisher können wir nur spekulieren, dass Christine Lavant sich selbstverständlich auch für die zoroastrische Religion interessierte ...

Wir sehen an diesem Beispiel, welche Abgründe sich auftun, wollte man allein die Einfüsse der erwähnten buddhistischen, theosophischen, anthroposophischen, esoterischen Literatur in Lavants Werk untersuchen, von den „vierundzwanzig Tirthankaras“ und „der absteigenden Dushama“ des Jainismus ganz zu schweigen. Transzendentaler Schwindel befällt die Forscherin ... und doch kann sie wohl davon ausgehen, dass Spuren und Strukturen dieser Lektüren im Werk Lavants nachweisbar sind.

Mit Lemmata zu den erwähnten Urhebern, mit Nennung von Lebensdaten und Profession ist nur die simple Ebene bedient. Adäquater sind Flächenkommentare, die umfassendere Informationen anbieten.

Wissenspool

Die klassische Kommentaranforderung wurde von literaturwissenschaftlicher und -historischer Kompetenz begründet und getragen. Unser Ansatz geht von der Wichtigkeit auch anderer Bezüge aus, die auf eine höchst umfangreiche, weitgestreute Lektüre der Autorin zurückgehen können. Nicht selten ist sie im esoterischen Spektrum zu finden, für das der Begriff „bekannt“ nicht greift und die „Markierungen“ zu lesen nur KennerInnen im Stande sind. Was tun die KommentatorInnen mit ihrem unbestreitbar begrenzten Wissen? Geben sie besser einige als Beispiel dienende Hinweise als keine oder besser keine Hinweise als einige, die die Erkenntnis womöglich falsch kanalisieren? Ist das Bemühen um Erweiterung der Kommentar-Ebene, die das Textverhältnis betrifft, durch ExpertInnen sinnvoll und angemessen oder riskiert sie das Hypertrophe?

Dem Problem versucht unsere Konzeption der *HKACL* Rechnung zu tragen, indem sie nicht nur mehrere HerausgeberInnen der Einzelbände zur Kompetenzbündelung regelmäßig zusammenführen, sondern auch ein „ExpertInnenforum“ einrichten wird. Dieses Forum bekommt Zugang zur Datenbank der Werke Lavants im Internet. Die elektronische Suche hat dabei ihre Operabilität im Hinblick auf Bezüge, auch wenn klar ist, dass Übernahmen durch die Autorin nicht im Verhältnis 1:1 stattgefunden haben. Durch so von SpezialistInnen zusätzlich erschlossene und begründete Zusammenhänge könnten sich zudem weitere Datierungen von Gedichten ergeben.

Die elektronische Version der Edition (die Bände im Druck werden um manche Einzelheiten verknüpft) wird in direkte Kommunikation mit den an Christine Lavant Interessierten treten, indem diese dort zur Mitarbeit eingeladen werden. So kann weiteres Spezialwissen nutzbar gemacht werden („Lavantpedia“). NutzerInnen senden ihren Hinweis oder Beitrag an die Redaktion; wird er als relevant und plausibel anerkannt, wird er (anders als bei Wikipedia) unter Nachweis des Namens dieser/s externen Mitarbeitenden eingefügt.

Unsere Befunde auf der Kommentarebene sollen also Angebot und Anfang bilden. Die Biographie ist wie die Werkedition als Hybridedition konzipiert.⁴² Wir verstehen sie als größten Flächenkommentar der Edition.

Wir danken unserem Verleger Arno Kleibel (Otto Müller Verlag) für die Erlaubnis zum Abdruck aus Briefen und Werken von Christine Lavant.

Anmerkungen

Dieser Aufsatz geht zurück auf den Vortrag: Die unbekümmerte Eklektizistin. Probleme des Kommentierens bei Christine Lavant. Workshop im Rahmen des Innsbrucker Forschungsschwerpunkts *Prozesse der Literaturvermittlung: Probleme des Kommentierens*. Iglis, 10.11.2006.

- 1 Vgl. dazu Ursula A. Schneider, Annette Steinsiek: Typoskripte lesen lernen. Was Schreibmaschinen für sich behalten wollen und Typoskripte verraten (= Quellen und Kultur, erschlossen für Forschende und Neugierige, H. 1), im Druck.
- 2 Vgl. dazu dies.: Warum und unter welchen Umständen ist eine textkritische Bearbeitung von Briefen sinnvoll? Fragen und Antworten entlang der Arbeiten am *Kommentierten Gesamtbriefwechsel Christine Lavants*. In: Beihefte zu editio, im Druck.
- 3 Brief an Nora Purtscher-Wydenbruck, 5.12.1951. In: Andrea Erhart: Nora Purtscher-Wydenbruck (1894-1959). Mediator Between the English- and German-Speaking Cultures: Rilke, Eliot, Lavant, Braun, Janstein. Innsbruck, Phil. Diss. 1994, 396. – Veröffentlichte Briefe werden nach den Drucken zitiert, alle anderen sind unveröffentlicht. Die Provenienz der Briefe wird im *KGCL* nachgewiesen, der Werke in der *HKACL*. Die unveröffentlichten Briefe und Gedichte werden in der Lesefassung wiedergegeben.
- 4 Aussage Christine Lavants in: Zu Gast bei Christine Lavant. Film, ORF 1968.
- 5 Benvenuta: Magda von Hattingberg. Rilke und Benvenuta. Ein Buch des Dankes. Wien: Andermann 1943 (die zweite Auflage von 1947 erschien unter dem Namen von Magda von Hattingberg). Es beinhaltet Teile ihres Briefwechsels mit Rilke.
- 6 Wiener Literarisches Echo. Kritische Vierteljahrsschrift für Dichtung und Geistesgeschichte, 2. Jg., 4. H., Juli-Dezember 1950, 81. Es ist nicht klar, wann der Beitrag genau erschien. Doch noch im Okt. 1950 schreibt Edith Kleinmayr an Chr. Lavant, dass sie Bayr wegen einer Besprechung ansprechen wolle. Die erste Gegenreaktion auf den Artikel stammt von Emil Lorenz, sein Brief (s. Anm. 7) an Bayr datiert vom 10.1.1951.
- 7 Als Durchschlag im Nachlass von Emil Lorenz (bei der Korrespondenz mit Chr. Lavant), Österr. Literaturarchiv, Wien. Die Entgegnung ist nicht gedruckt worden. – Kontextgebende Drittbriefe wie dieser sollen im *KGCL* ebenfalls veröffentlicht werden.
- 8 Vgl. dazu Ursula A. Schneider, Annette Steinsiek: Christl Thonhauser wird Christine Lavant. Entschlüsse und Hindernisse auf dem Weg zur Buchautorin. In: Christiane Caemmerer, Walter Delabar, Elke Ramm, Marion Schulz (Hg.): Erfahrung nach dem Krieg. Autorinnen im Literaturbetrieb. BRD, DDR, Österreich, Schweiz. Frankfurt/M.: Peter Lang 2002, 175-201.
- 9 Rudolf Felmayer: „Die beiden Christinen“. In: Salzburger Nachrichten, 11. 3. 1952, Literaturbeilage „Die Literatur und die Zeit“, 3.
- 10 Gegen die rein regressive Literatur wandte sich Eva Priester: „Und am laufenden Band rollen die Bücher über Salzburger Idylle, Komtessen von Anno dazumal, das Wien der guten alten Zeit [...] aus der

- Druckerpresse.“, schreibt sie 1946 in der kommunistischen Zeitschrift *Österreichisches Tagebuch*. – Eva Priester: Aufgaben der österreichischen Literatur. In: *Österreichisches Tagebuch*, Nr. 33, Nov. 1946, 3-5, hier 3. Zit. nach: Albert Berger: *Schwieriges Erwachen*. Zur Lyrik der jungen Generation in den ersten Nachkriegsjahren (1945-1948). In: Friedbert Aspetsberger, Norbert Frei, Hubert Lengauer (Hg.): *Literatur der Nachkriegszeit und der fünfziger Jahre in Österreich*. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1984 (= Schriften des Institutes für Österreichkunde 44/45), 190-206, hier 190f.
- 11 Vgl. Albert Berger: „Das alte Haus der Sprache“. Traditionssprache und Sprachinnovation in der österreichischen Lyrik seit 1945. In: Johann Holzner, Dragutin Horvat (Hg.): *Einschließung und Abweisung der Tradition. Österreichische Lyrik 1945-1995*. Zagreb: Dominovic 1996 (=Zagreber Germanistische Beiträge, Beiheft 3), 5-18, hier 6.
 - 12 *Schwieriges Erwachen* (Anm. 10), 197.
 - 13 Gumpendorf, Teil des 6. Wiener Bezirks, war bis 1850 Vorstadt, hier in Bezug auf einen Beitrag Hans Weigels im *Plan* als Synonym für Provinzialität. – Peter Toussell: Gumpendorfer Literaturbrief, neuere Lyrik betreffend. In: *Der Plan*. Kunst. Literatur. Kultur. Herausgeber Otto Basil, 2. Folge, 1947, Nr. 5, 340-341, hier 341. Hinweise auf diesen Text aus *Schwieriges Erwachen* (Anm. 10), 197.
 - 14 Hans Gstettner (1905-[Todesdatum unbekannt]) war kulturpolitischer Schriftleiter am *Völkischen Beobachter* in München und Lyriker. Sein Band *Die Götter leben. Aus der Schau alter Bilder* erschien 1941 (Königsberg: Kanther-Verlag). Zum Zusammenhang Schönheit, „hohe aufgeräumte Wohnungen“, nationalsozialistischer Hintergrund, vgl. Christl Thonhauser wird Christine Lavant (Anm. 8), 182f.
 - 15 Vgl. dazu: Christine Lavant: „Ihr könnt mich ruhig ‚Spindel im Mond‘ nennen.“ Der Briefwechsel mit dem Otto Müller Verlag. Salzburg: Otto Müller. Erscheint demnächst als Vorveröffentlichung des *KGCL*.
 - 16 Michael Guttenbrunner: *Im Machtgehege* V. Aachen: Rimbaud 2001, 43.
 - 17 Auf dem Blatt merkte sie an: „Dieses Gedicht ist verbessert u. ich bitte, es viell. doch noch in Betracht zu ziehen.“ Die Korrekturen betrafen nicht die genannte Rilke-Intertextualität. Vgl. „Ihr könnt mich ...“ (Anm. 15), wo im Kommentar diese Vorgänge berücksichtigt werden.
 - 18 In: Uwe Schultz (Hg.): *Fünfzehn Autoren suchen sich selbst. Modell und Provokation*. München: List 1967; die Aufsätze haben alle den Untertitel „Warum ich nicht wie [XY] schreibe“.
 - 19 Vgl. Manfred Pfister: Intertextualität. In: Dieter Borchmeyer, Viktor Žmegac (Hg.): *Moderne Literatur in Grundbegriffen*. Tübingen: Niemeyer 1994, 215-218 (Zitat 218).
 - 20 Winfried Woesler: Zu den Aufgaben des heutigen Kommentars. In: *editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft*, 7. Jg., 1993, 18-35 (Zitat 31).
 - 21 In: Christine Lavant: *Kunst wie meine ist nur verstümmeltes Leben*. Nachgelassene verstreut veröffentlichte Gedichte – Prosa – Briefe. Ausgewählt u. hg. v. Armin Wigotschnig und Johann Strutz. Salzburg: Otto Müller Verlag 1978, 160.
 - 22 Dazu auch: Abschnitt *Sonnengesang*.
 - 23 Manfred Lurker u.a. (Hg.): *Wörterbuch der Symbolik*. Stuttgart: Kröner 1988, 79f.
 - 24 Insofern ist der gedruckte Vortrag von Artur R. Boelderl über Christine Lavant und die Esoterik eine vergebene Chance. Seine Hinweise auf Einflüsse erschöpfen sich in einer schwammigen Formulierung („Zahlreiche Beispiele aus dem Werk der Dichterin tragen dazu bei, die Berechtigung der hier angeregten ‚esoterischen‘ Lesart [...] zu untermauern“ – die Lesart ist übrigens nicht neu) und einer Liste von 36 Gedichten in der Fußnote – ein konkretes Beispiel für einen Bezug oder eine Übernahme gibt es nicht. Hätte er die Briefe Lavants an Ludwig von Ficker im *Briefwechsel Fickers* gelesen, hätte er nicht spekulieren müssen, ob Christine Lavant jemals ein Buch G. I. Gurdjieffs gelesen hat. Hätte er den Kommentar zu den *Aufzeichnungen aus einem Irrenhaus* gelesen, hätte er gewusst, dass es in Christine Lavants engster Familie einen Anthroposophen gegeben hat. Hätte er genauer bibliographiert, wäre ihm der Fehler erspart geblieben, als Grundlage für seine Argumentation anzunehmen, P. D. Ouspenskys Buch über Gurdjieff *Auf der Suche nach dem Wunderbaren* wäre 1966 in deutscher Sprache erschienen – sowohl der österreichische wie der bayerische Bibliotheksverbund nennen bei der Suche „Ouspensky“ jeweils eine andere Ausgabe von 1950 bzw. 1951. Auch der Kommentar zu dem betreffenden Brief an Ficker hätte eine Ausgabe von 1951 genannt (Innbruck: Die Palme). (Vgl. Artur R. Boelderl: „... doch scheint es oft, als wär' ich eingeweiht“. Okkulte Wege an und mit der Lavant. In: Katharina Herzmansky, Arno Rußegger [Hg.]: *Lavant Lektüren. Ergebnisse des 3. Internationalen Christine Lavant-Symposiums*. Wien: Praesens 2007, 97-118, Zitat und Hinweis: 116).

- 25 Dazu akribisch Bodo Plachta: Zur Relevanz ‚nachgelassener Bücher‘ oder Franz Kafka liest Vincent van Gogh. In: Sichtungen. Archiv. Bibliothek. Literaturwissenschaft, 6./7. Jg., 2003/2004, 181-201.
- 26 Z.B. schreibt Innett Ehrnrooth, eine schwedischsprachige Journalistin aus Finnland, die die Autorin besucht hatte: "Allt fran Nietzsche och Rudolf Steiner till olika historika verk. Just nu har en kinesisk filosof och en bok om judendomen hedersplatsen i läshörman." [Alles von Nietzsche und Steiner bis hin zu verschiedenen historischen Werken. Gerade haben ein chinesischer Philosoph und ein Buch über das Judentum den Ehrenplatz in der Leseordnung.] Innett Ehrnrooth: Stiger himlen ner på knä? In: Hufvudstadsbladet, 27.10.1965 [Kopie ohne Seitenangabe].
- 27 In: Ludwig von Ficker: Briefwechsel. 1940-1967. Hg. v. Martin Alber, Walter Methlagl, Anton Unterkircher, Franz Seyr, Ignaz Zangerle. Innsbruck: Haymon 1996 (= Brenner-Studien Bd. 15), 278 f.
- 28 Felix Susani: Der Mitreisende. In: Der Brenner, 18. Folge, 1954, 36-55.
- 29 Die Buber-Rosenzweigsche Übersetzung der fünf Bücher Mose befand sich, mit dem Besitzeintrag „Christine Lavant“, in ihrer Bibliothek: Die fünf Bücher der Weisung. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. Köln, Olten: Jakob Hegner 1954.
- 30 Adalbert Stifter: Der Hochwald. Leipzig: Reclam 2005. (Copyright der Ausgabe von 1949).
- 31 Das überarbeitete Manuskript, 1956 gedruckt als *Der Schritt hinüber*, gelangte im Zuge der Forschungen am KGCL mit dem Nachlass Hermann Stuppäcks in das Brenner-Archiv. Es wird derzeit im Rahmen einer Neuedition des Romans ausgewertet, die im Brenner-Archiv entsteht.
- 32 Fünfzehn Autoren (Anm. 18), Tumlner: 140-155.
- 33 Deutsche Erstausgabe: Truman Capote: Die Grasharfe. Deutsch von Annemarie Seidel und Friedrich Podszus, Berlin, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1952. (1960 in die Bibliothek Suhrkamp aufgenommen; hier zitiert nach deren Auflage von 1962, 41.)
- 34 Kunst wie meine ... (Anm. 21), 138.
- 35 Ebd., 34.
- 36 Ilse Somavilla unter Mitarbeit von Brian McGuinness (Hg.): Wittgenstein – Engelmann. Briefe, Begegnungen, Erinnerungen. Innsbruck, Wien: Haymon 2006, 24.
- 37 Rudolf Steiner: Aus der Akasha-Forschung. Das Fünfte Evangelium (1913-14), zusammengefasst von Bernhard Grom: Anthroposophie und Christentum. München: Kösel 1989, 100ff., dem wir unsere Kenntnis verdanken.
- 38 Vgl. Anthroposophie und Christentum (Anm. 37), 46, nach Worten, wie sie Steiner selbst verwendete.
- 39 Dazu <http://de.wikipedia.org/wiki/akasha-chronik>, Ausdruck 23. 4. 2007 (Stand: 18. 4. 07), und: Horst E. Miers: Lexikon des Geheimwissens. München: Goldmann 1993.
- 40 H. P. Blavatsky: Die entschleierte Isis. 5 Lieferungen, dt. Ausgabe z.B. Leipzig: Theosophisches Verlagshaus [um 1910].
- 41 Möglicherweise ist damit eine Ausgabe der *Einweihungsbriefe in die hohe Magie u. Zahlenmystik (Briefe an den Baron Spedalieri)* gemeint, in der Lévi dem Briefempfänger zehn Lektionen für das Studium der Kabbala gibt (dt. Erstausgabe 1906).
- 42 Soweit wir wissen, ist dies eine neue Konzeption der Biographieschreibung. Es könnten im Druck die störenden Fußnoten für Nachweise entfallen, im digitalen Teil würde an entsprechenden Stellen auf Briefe, Werke, Fotos direkt verlinkt werden. So wäre auch im digitalen Bereich die Hermeneutik direkt nachvollziehbar.